



Victoria

Copyright by Albert Langen,
München.

(15)

Die Geschichte einer Liebe von Ruit Hamfun.

Sie gingen zur Mühle hinunter. Der alte Müller zog die Mütze tief ab und sagte etwas; Camilla verstand es nicht, aber sie lächelte und sagte aufs Geratewohl:

Danke, danke. Doch ich will sie gerne sehen.

Der Lärm machte sie ängstlich, sie hielt Johannes bei der Hand und sah mit großen aufmerksamen Augen zu den beiden Männern auf, ob sie wohl etwas sagen würden. Sie sah wie eine Schwerhörige aus. Die vielen Räder und Vorrichtungen in der Mühle erfüllten sie mit Verwunderung, sie lachte, schüttelte im Eifer Johannes' Hand und deutete nach allen Richtungen. Die Mühle wurde abgestellt und wieder in Gang gesetzt, damit sie es sehen konnte.

Noch eine gute Weile, nachdem sie die Mühle verlassen hatte, sprach Camilla ganz komisch laut, als dröhne ihr der Lärm noch immer in den Ohren.

Johann begleitete sie auf dem Rückweg ins Schloß.

Begreifen Sie, daß er es wagte, Sie ins Auge zu stoßen? sagte sie. Aber dann war er auch auf einmal verschwunden, er fuhr mit dem Gutsbesitzer auf die Jagd. Das war eine schrecklich unangenehme Sache. Victoria hat die ganze Nacht nicht geschlafen, erzählte sie wieder.

Dann kann sie heute nacht schlafen, antwortete er. Wann, glauben Sie, werden Sie wohl wieder heimreisen?

Morgen. Wann kommen Sie in die Stadt?

Im Herbst. Kann ich Sie heute nachmittag treffen?

Ach ja, um Sie das! Sie haben mir von einer Höhle erzählt, die Sie wissen, die müssen Sie mir zeigen.

Ich werde kommen und Sie abholen, sagte er.

Als er wieder heimging, sah er lange auf einem Stein und dachte nach. Ein warmer und glücklicher Gedanke hatte in ihm Wurzel gefaßt.

Am Nachmittag ging er ins Schloß, blieb draußen stehen und ließ nach Camilla sehen. Während er darauf und wartete, wurde Victoria für einen Augenblick in einem Fenster des ersten Stockes sichtbar; sie starrte zu ihm

hinunter, wandte sich um und verschwand im Zimmer.

Camilla erschien, er führte sie zum Steinbruch und zur Höhle. Er fühlte sich ungewöhnlich ruhig und glücklich, das junge Mädchen zerstreute ihn, ihre hellen, leichten Worte umflatterten ihn wie kleine Wohlthaten. Heute waren gute Geister nahe ...

Ich entsinne mich Camilla, daß Sie mir einmal einen Dolch verehrten. Er hatte eine Scheide aus Silber. Ich legte ihn mit anderen Dingen zusammen in eine Lade; denn ich hatte keine Verwendung dafür.

Nein, Sie hatten keine Verwendung dafür; aber was weiter.

Ja, jetzt habe ich ihn verloren.

Nein, wirklich? Das war Pech. Aber ich kann Ihnen vielleicht einen ähnlichen verschaffen. Ich will es versuchen.

Sie gingen heimwärts.

Und können Sie sich an das schwere Medaillon erinnern, das Sie mir einmal gegeben haben? Es war ganz dick und schwer von Gold und stand auf einem Ständer. In das Medaillon hatten Sie ein paar freundliche Worte geschrieben.

Ja, ich erinnere mich.

Als ich voriges Jahr im Ausland war, verschenkte ich es, Camilla.

Ach nein? Daß Sie es verschenkt haben! Warum denn?

Ein junger Kamerad erhielt es von mir zur Erinnerung. Er war ein Russe. Er fiel auf die Knie und dankte mir dafür.

Freute er sich so? Mein Gott, sicher muß er sich stürmisch gefreut haben, wenn er aufs Knie fiel! Sie sollen ein anderes Medaillon für sich selbst bekommen.

Sie waren auf den Weg zwischen Mühle und Schloß gelangt.

Johannes blieb stehen und sagte:

Hier in diesem Gestrüpp habe ich einmal etwas erlebt. Ich kam eines Abends dahergegangen, wie ich es damals so oft in meiner Einsamkeit tat, es war Sommer und helles Wetter. Ich legte mich hinter die Büsche und dachte. Da kamen zwei Menschen still des Weges. Die Dame blieb stehen. Ihr Begleiter fragte: Warum bleiben Sie stehen? Da er aber keine Antwort erhält, fragt er wieder: Ist etwas im Wege? Nein, antwortete sie; aber Sie dürfen mich nicht so ansehen. Ich

habe Sie nur während des Gehens so angesehen, sagte er. Ja, antwortete sie, ich weiß wohl, daß Sie mich lieben, aber mein Vater wird es nicht erlauben, verstehen Sie; es ist unmöglich. Da sagt sie: Sie sind hier so breit an der Hand; Sie haben so merkwürdig breite Handgelenke! und dabei fährt sie ihm über das Handgelenk.

Pause.
Ja, wie ging es dann weiter? fragte Camilla.

Das weiß ich nicht, antwortete Johannes. Warum sagte sie das von seinen Handgelenken?

Sie waren vielleicht schön. Und dann hatte er wohl ein weißes Hemd darüber, — o doch das verstehe ich schon. Vielleicht hatte sie ihn auch gern.

Camilla! sagte er, wenn ich Sie sehr gern hätte und einige Jahre wartete, ich frage nur ... Mit einem Wort, ich bin Ihrer nicht würdig; aber glauben Sie, daß Sie einmal mein werden könnten, wenn ich Sie nächstes Jahr oder in zwei Jahren darum bäte?

Pause.

Camilla ist plötzlich blutrot und verwirrt geworden, sie windet ihren feinen Körper hin und her und legt die Hände zusammen. Er umfaßt sie und fragt:

Glauben Sie das später einmal? Wollen Sie?

Ja, antwortet sie und sinkt an ihn hin.

Am Tage darauf begleitet er sie zur Landungsbrücke. Er küßt ihre kleinen Hände mit dem kindlichen, unschuldigen Ausdruck und ist voll Dankbarkeit und Freude.

Victoria war nicht dabei.

Warum hat dich niemand begleitet?

Camilla erzählt mit Schreden in den Augen, daß das Schloß in die furchtbarste Trauer versetzt worden sei. Heute früh war ein Telegramm gekommen, der Schloßherr war leichtenblos geworden, der alte Kammerherr und seine Frau hatten vor Schmerz aufgeschrien — Otto war gestern auf der Jagd erschossen worden.

Johannes packte Camilla am Arm.

Tot? Der Leutnant? Ja, sie sind mit seiner Leiche unterwegs. Es ist furchterlich.

Sie gingen weiter, jedes in seine Gedan-

len vertieft; erst die Menschen auf der Landungsbrücke, das Schiff, die Kommandocasse weckten ihn auf. Schüchtern reichte ihm Camilla die Hand, er küßte sie und sagte:

Ja, ja, ich bin deiner nicht wert, Camilla, nein, in keiner Weise. Aber ich will dir alles so schön machen, wie ich kann, wenn du mein werden willst.

Ich will dein werden. Ich habe die ganze Zeit gewollt, die ganze Zeit. Ich komme in einigen Tagen nach, sagte er. In einer Woche sehe ich dich wieder.

Sie war an Bord. Er winkte ihr, solange er sie erblicken konnte. Als er sich umwandte, um heimzugehen, stand Victoria hinter ihm; auch sie hatte ihr Taschentuch in der Hand und winkte zu Camilla hinüber.

Ich kam ein wenig zu spät, sagte sie. Er antwortete nicht. Was sollte er auch sagen? Sie über ihren Verlust trösten, ihr gratulieren, ihr die Hand drücken? Ihre Stimme war so tonlos, und es war viel Verstärkung in ihrem Gesicht, ein großes Erlebnis war darüber hingegangen.

Die Leute verließen die Brücke. Ihr Auge ist noch rot, sagte sie und fing gleichzeitig zu gehen an. Sie sah sich nach ihm um.

Er stand da. Da drehte sie sich auf einmal um und trat zu ihm hin. Otto ist tot, sagte sie hart, und ihre

Augen brannten. Sie sagen kein Wort, Sie sind so überlegen. Er war hunderttausendmal besser als Sie, hören Sie. Wissen Sie, wie er starb? Er wurde erschossen, sein ganzer Kopf wurde zerrissen, sein ganzer kleiner, dummer Kopf. Er war hunderttausend . . .

Sie brach in Schluchzen aus und begab sich mit großen, verzweifelten Schritten auf den Heimweg.

Erst am Abend klopfte es bei den Mülserleuten an; Johannes öffnete die Tür und sieht hinaus. Draußen steht Victoria und wirft ihm. Er folgt ihr. Sie ergreift heftig seine Hand und zieht ihn mit sich auf den Weg; ihre Hand ist eiskalt.

Setzen Sie sich lieber, sagte er. Setzen Sie sich und ruhen Sie ein wenig aus; Sie sind so erschöpft.

Sie setzen sich.

Sie murmelt: Was müssen Sie von mir denken, daß ich Sie niemals in Frieden lassen kann!

Sie sind sehr unglücklich, antwortete er. Jetzt sollen Sie mir gehorchen und zur Ruhe kommen, Victoria. Kann ich Ihnen mit etwas helfen?

Sie sollen mir um Gottes willen verzeihen, was ich heute gesagt habe! bat sie. Ja, ich bin sehr unglücklich, ich bin viele Jahre lang unglücklich gewesen. Ich sagte, er sei hunderttausendmal besser gewesen als Sie; das ist

nicht wahr, verzeihen Sie mir! Er ist tot, und er war mein Verlobter, das ist alles. Glauben Sie, daß es mit meinem Willen so weit gekommen ist? Johannes, sehen Sie das hier? Es ist mein Verlobungsring, ich habe ihn vor langer Zeit bekommen, vor langer, langer Zeit; jetzt werfe ich ihn weg — werfe ihn weg! Und so wirft den Ring in den Wald; sie hörten ihn beide niederfallen. Es war mein Vater, der es wollte. Mein Vater ist arm, er ist so arm wie ein Bettler, und Otto sollte einmal so viel Geld bekommen. Du mußt es tun, sagte mein Vater zu mir. Ich will nicht, antwortete ich. Denk an deine Eltern, sagte er, denk an das Schloß, an unseren alten Namen, an meine Ehre. Ja, dann will ich, antwortete ich, laß mir noch drei Jahre Zeit, aber ich will. Er dankte mir und wartete, Otto wartete, alle miteinander warteten; doch den Ring bekam ich sofort. So verging eine lange Zeit, und ich sah, daß nichts mir helfen würde. Warum sollten wir länger warten? Bring mir jetzt meinen Mann, sagte ich zu meinem Vater. Gott segne dich, erwiderte er und dankte mir wieder für das, was ich tun wollte. Dann kam Otto. Ich empfing ihn nicht auf der Dampfschiffbrücke, ich stand an meinem Fenster und sah ihn vorkommen. Da lief ich zu meiner Mutter hinein und warf mich vor ihr auf die Knie. Was fehlt dir, mein Kind? fragt sie. Forts. folgt.

Das Lied vom Hasse.

Von Georg Hertwegh.

Wohlauf, wohlauf, über Berg und Tal,
Dem Morgenrot entgegen!
Dem treuen Weib den letzten Kuß,
Und dann zum treuen Degen!
Bis unsre Hand in Asche stirbt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang genug geliebt,
Wir wollen endlich hassen!

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt du, o Haß, dein jüngst Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen gibt,
Die laßt uns led erlassen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich hassen!

Wer noch ein Herz besitzt, dem soll's
Im Hasse nur sich rühren;
Allüberall ist dürres Holz,
Um unsre Blut zu schüren.
Die ihr der Freiheit noch verbleibt,
Singt durch die deutschen Straßen:
„Ihr habet lang genug geliebt,
D lernet endlich hassen!“

Belämpfet sie ohn' Unterlaß,
Die Tyranei auf Erden,
Und heiliger wird unser Haß,
Als unsre Liebe werden.
Bis unsre Hand in Asche stirbt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen:
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich hassen!

Die Schmiede.

Von Heinrich Lerich.

Wir schmieden,
Der junge Geselle und ich.
Der Junge zieht das Gestänge des Blasebalges. Hinan! hinab gehn seine mädchenhaften Arme.
Ich stehe und besorge das Feuer. Häufe

und lüfte. Stütze die verschlungenen Hände auf die Lauge.

Wir sehen beide ins Feuer hinein, der Junge und ich.

Wie die Flammen aus dem schwarzen Kohlenhaufen brechen!

Wie sie sich mischen, wie der braunwolkige Rauch aufquillt, die Flamme bedrängt, an der Flamme erglüht, selber Flamme wird — verschlungenen — verzehrt von der strahlenden Glut.

Wie sich die Flamme steigend erhöht, breit wird und in der lohenden Spitze verschwindet.

Wie immerzu neue Flammen aufbäumen, in eines Augenblicks Länge zusammen schlagen.

Wie rote, gelbe, braune, blaue Flammen ineinandertreiben und sich gegenseitig erlähmen.

Daß immer wieder aus dem schwarzen Kohlenhaufen die reine Flamme steigt, immer wieder Flamme, aus Glut geboren, sich selbst verzehrt und leuchtet und wärmt.

Der Junge und ich sehen in die Flamme hinein. Sehen nicht um uns, nicht neben uns, bis er den Kopf wendet und in mein Gesicht blidt.

Ich sehe auch ihn an. Wir sagen nichts und lächeln. Denn jeder fühlt Freude, die von der roten Flamme ausgeht und in unsere Herzen sinkt.

Wie ein Geheimnis, von dem wir beide nur wissen, ein Geheimnis, das uns bindet, die Freundschaft wortlos entzündet, tatlos vermehrt. Freundschaft der Freude, die von der Flamme stammt. Wir sehen wieder ins Feuer hinein, der Junge und ich, und schweigen. Aber wir wissen beide, daß wir aus diesem Feuer glücklich sind.

Der motorgekluppelte Ventilator, der in Angeln läuft, ist ein kleines Meisterwerk der Technik.

Mir aber ist heute das Gebläse lieber, der alte Blasebalg; die Windmutter, der Pustevater, die Schmiede-Lunge.

Junge, zieh ihn!

Er zieht und zieht, hinauf, hinab, als söge er eine Glode.

Er läutet die Glocken des Windes.
(Aus: Mensch im Eisen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.)

Zwei Skizzen.

Von J. S. Turgenjew.

Ein zufriedener Mensch.

Durch die Straßen der Hauptstadt eilt fröhlichen Schrittes ein noch junger Mann. Er geht lustig und rasch; die Augen leuchten, die Lippen lächeln, das Gesicht ist angenehm gerötet. . . Er ist ganz Zufriedenheit und Freude.

Was ist ihm passiert? Hat er eine Erbschaft gemacht? Wurde ihm eine Auszeichnung zuteil? Gibt er zu einem Liebes-Steidichein? Oder hat er vielleicht nur gut gestäubt und nun durchdringt das Bewußtsein der Gesundheit und der Kraft seine Glieder?

Nein. Er hat eine Verleumdung gegen einen Bekannten ausgedacht, sie geschäftig vorbereitet, hat nun dieselbe Verleumdung aus dem Munde eines anderen Bekannten vernommen und sie geglaubt, als ob es die reinste Wahrheit wäre.

O, wie zufrieden, wie gut sogar ist in diesem Augenblick dieser lebenswürdige, vielversprechende junge Mensch!

Der Bettler.

Ich ging durch die Straße . . . ein Bettler trat mir in den Weg. Es war ein gebrechlicher alter Mann.

Entzündete, tränende Augen, blaue Lippen, zerlumpte Fieken, schmutzige Wunden . . . o, wie häßlich hat die Not dieses unglückliche Geschöpf ausgehungert!

Er stöhnte, er flehte um Hilfe.
Ich durchstöberte alle meine Taschen . . . Weder eine Geldbörse, noch ein Uhr, ja, nicht einmal ein Taschentuch . . . Nichts hatte ich mitgenommen . . .

Und der Bettler stand und wartete . . . seine ausgestreckte Hand suchte und zitterte.
 Betroffen und traurig drückte ich herzlich diese schmutzige, zitternde Hand.
 „Verurteile mich nicht, Bruder; ich habe nichts bei mir.“
 Der Bettler hestete seine entzündeten

Augen auf mich; seine blauen Lippen lächelten, dann drückte auch er meine erkalteten Finger.
 „Da läßt sich nichts machen, Bruder.“
 „Lispelte er, „habe Dank auch dafür. Auch das ist ein Almosen, Bruder!“
 Ich süßte, daß ich von meinem Bruder ein Almosen empfangen habe.

Lotterie bereiligt, deren Hauptgewinn ein Automobil bildet.
 Der Engel meinte, ich solle keine Angst haben, alle meine Taten seien gebührend niedergeschrieben, zusammen mit anderen, die ich vergessen hatte.

Der Engel und ich.

Von Jerome K. Jerome.

Unlängst, etwa vierzehn Tage vor Weihnachten, hatte ich eines Nachts einen unangenehmen Traum. Ich träumte, daß ich im Nacht hemd aus dem Fenster stiege. Und ich flog höher und höher. Dies freute mich.

„Man hat mich bemerkt,“ dachte ich bei mir selbst. „Ich bin sicherlich zu gut gewesen. Etwas weniger Tugend, und ich hätte länger gelebt. Aber man kann nicht alles haben.“

Unter mir wird die Welt kleiner und kleiner. Ich sah von London noch die lange Reihe elektrischer Lampen, die das Themsenfer injäumen, dann blieb bloß ein blasser Lichtschimmer in der nächtlichen Schwärze. In diesem Augenblick vernahm ich hinter mir den leisen, zitternden Ton eines Flügelgeschlages.

Ich wendete den Kopf und erblickte den Engel des Gerichtes. Er sah trübe drein; ich nahm an, er sei müde.

„Ja,“ gab er zu, „euer Weihnachten ist für mich eine anstrengende Zeit.“

„Das glaube ich gern,“ erwiderte ich. „Begriffe gar nicht, wie Sie mit allem fertig werden. Um die Weihnachtszeit werden alle Menschen urplötzlich so großmütig. Es ist ein wundervolles Gefühl.“

„Sie sind zu beneiden,“ stimmte er zu.

„Die erste Nummer einer Weihnachtszeitung gibt mir den Anstoß,“ erklärte ich. „Die schönen Bilder — das reizende, kleine, in Pez gefüllte Kind, das mit den lieben kleinen Händen dem Gassenjungen Maggiewürfel gibt, der gute, alte, rotgesichtige Gutsherr, der dankbaren Dörflern Kuchen schenkt . . . Seh; ich diese, so erfaßt mich das Verlangen, eine Sammelbüchse zu nehmen, heranzuziehen und selbst Gutes zu tun. Aber nicht nur ich bin so,“ fuhr ich fort. „Sie sollen nicht glauben, daß ich der einzige gute Mensch auf der Welt bin. Gerade das liebe ich so an Weihnachten: es macht alle Menschen gut. Welch erhabenen Gefühlen verleihen wir Ausdruck! Welch gute Taten vollbringen wir von — sagen wir einige Tage — vor Weihnachten bis etwa Ende Jänner. Es muß Sie beglücken, all dies niederschreiben zu dürfen.“

„Ja, gute Taten sind mir eine große Freude.“

„Das sind sie uns allen. Ich liebe es sehr, meiner eigenen guten Taten zu gedenken. Habe häufig daran gedacht, ein Tagebuch zu führen, meine guten Taten zu verzeichnen. Es wäre eine schöne Lektüre für meine Kinder.“

Der Engel stimmte dieser Auffassung bei. „Ihr Buch,“ sprach ich, „enthält wohl alle guten Taten der Männer und Frauen aus den letzten sechs Wochen?“

Sein Buch war ein äußerst dicker Band.

Der Engel nickte: Ja, in diesem Buche ständen alle gute Taten verzeichnet.

Ich begleitete den Engel hauptsächlich, um mit ihm zu plaudern, meiste nicht an seiner Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit. Doch ist es stets ein Vergnügen, über sich selbst zu reden.

„Haben Sie meine fünf Schilling eingetragen, die ich zur Sammlung des „Daily Telegraph“ für die Arbeitslosen beisteuerte?“ fragte ich. Ja, sie seien vermerkt.

„Wenn ich mich recht entsinne,“ fuhr ich

fort, „so waren es eigentlich zehn. Das erstmal wurde mein Name falsch geschrieben.“

Er habe beide Gaben eingetragen.

„Außerdem wohnte ich vier Wohltätigkeitsdiners bei,“ erzählte ich weiter. „Ich weiß nicht mehr, um welchen guten Zweck es sich handelte. Weiß nur, daß ich am folgenden Morgen sehr litt. Champagner bekomme mir immer schlecht. Trinkt man aber keinen, so glauben die Leute, man könne es sich nicht leisten. Nicht etwa, daß ich ungern Champagner trinke, aber meine Leber, Sie verstehen; wenn ich davon mehr als . . .“

Der Engel unterbrach mich mit der Bemerkung, meine Anwesenheit bei den Dinern sei gebucht worden.

„Vorige Woche spendete ich für einen Wohltätigkeitsbasar zwölf signierte Photographen.“

Der Engel hatte auch dies nicht vergessen.

„Warten Sie, was sonst?“ überlegte ich weiter. „Ich war auch oft auf drei gewöhnlichen Bällen. Zwar tanze ich nicht gern, doch finden sich stets Partner zum Bridg. Auch auf einem Maskenball war ich; ich ging als Sir Walter Raleigh; es gibt viele Männer, die es nicht wagen dürfen, ihr. Peine zu zeigen. Wenn man es aber kann, weshalb sollte man es nicht tun? War hat obnehin so selten Gelegenheit, sich im besten Lichte zu zeigen.“

Der Engel erklärte, alle drei Bälle seien notiert und mit Randbemerkungen versehen.

„Sie haben wohl auch nicht vergessen, daß ich für den „Fonds armer Barrer“ Theater gespielt habe? Ich weiß nicht, ob Sie die Notiz in der „Morning Post“ sahen, aber . . .“

Abermals unterbrach er mich, um mir mitzuteilen, die Worte des „Morning-Post-Mannes“ seien zugunsten oder ungunsten dieses Mannes vermerkt worden, hätten mit mir nichts zu tun.

„Natürlich,“ stimmte ich ihm bei. „Unter uns gesagt, ich glaube nicht, daß für den wohltätigen Zweck viel einkam. Sie wissen ja, wie groß die Kosten sind, wenn es sich um Erfrischungen handelt. Aber ich glaube, ich spielte meine Rolle gut.“

Der Engel erwiderte, er habe der Aufführung beigewohnt und darüber einen Report gemacht.

Ich erinnerte ihn auch noch daran, daß ich zugunsten mittelloser Engländer in Johannesburg fünf Logensitze gekauft hatte. Freilich waren nicht alle die berühmten Schauspieler aufgetreten, die auf dem Theaterzettel standen, doch hatten sie alle Briefe mit guten Wünschen geschickt, und die Berühmtheiten, von denen niemand etwas wußte, waren ausnahmslos auf der Bühne erschienen. Im ganzen war die Vorstellung gut und preiswert gewesen; man konnte sich nicht beklagen.

Ich hatte auch noch weitere gute Taten zu verzeichnen, doch fielen mir eben nicht alle ein. Ich entsann mich nur noch eines Basars, dem ich alle meine alten Kleider spendete, ja, sogar einen Ueberrock, der zufällig in das Bündel geraten war, und den ich noch sehr gut hätte tragen können. Auch hatte ich mich an einer

Lotterie beteiligt, deren Hauptgewinn ein Automobil bildet.
 Ich empfand eine gewisse Reue über die Sache; hatten wir uns gut vertragen; mich zumindest hatte es so geübt. Ich fragte den Engel, ob ich sein Buch sehen dürfe.

Er sagte, er habe nichts dagegen und öffnete es auf der Seite, die mir gewidmet war.

Ich flog etwas höher, schaute ihm über die Schulter. Noch heute begreife ich nicht, wie ich etwas derartig Törichtes träumen konnte.

Er hatte alles falsch notiert!

Alle meine angeführten guten Taten standen nicht auf der Kredit-, sondern auf der Debetseite. Er hatte sie mit meinen Sünden vermischt — mit meinen heuchlerischen, eiflen, selbstfüchtigen Taten. Unter „Wohltätigkeit“ stand auf der Kreditseite für die letzten sechs Monate nur eine einzige Tat: nämlich, daß ich an einem regnerischen Abend meinen Platz in der Straßenbahn einer alten, trübseligen Frau abgetreten hatte, die nicht einmal „danke“ sagte und völlig verschlafen schien. Der Ansicht dieser Idioten nach waren das viele Geld und die viele Zeit, die ich für wohltätige Zwecke ausgegeben hatte, wertlos gewesen!

Zuerst zürnte ich ihm nicht. Rahm an, er habe einen kleinen kommerziellen Irrtum begangen.

„Sie haben nicht richtig gebucht,“ sagte ich. (Ich sprach ganz freundlich.) „Sie haben einen kleinen Irrtum begangen. Das kann jedem von uns passieren. Sie haben die Taten auf die falsche Seite des Buches geschrieben. Ich will hoffen, daß derartige nicht häufig vorkommt.“

Mehr als alles andere reizte mich das erste, gelassene Gesicht des Engels.

„Es ist kein Irrtum,“ entgegnete er.

„Kein Irrtum?“ schrie ich. „Sie verblödet.“

Ich war so zornig, daß ich ihm das Buch zu entreißen versuchte. Er tat gar nichts; plötzlich fühlte ich jedoch, daß ich zu fallen beginne. Unter mir wurde es immer heller und heller, Londons Lichter schienen zu mir aufzuzischen. Ich stürzte geradewegs auf den Uhrturm der Westminsterabtei nieder.

Mit einem krampfhaften Ruck wich ich ihm aus und fiel in den Fluß.

Dann erwachte ich.

Aber noch heute verfolgt mich die müde Traurigkeit, die ich auf des Engels Antlitz sah — ich kann die Erinnerung daran nicht verschmerzen. Wäre es nicht besser gewesen, ich hätte das Geld nicht für Torheiten vergeudet, sondern es den Armen selbst gegeben? Kann dieser kleinste Bruchteil unseres Ueberflusses, gedankenlos lieblos in die Sammelbüchse geworfen, den unpraktischen Idealfisten befriedigen, der in seiner Kühnheit fordert — man denkt mit einem unwillkürlichen Abscheugucken daran — daß wir all unseren Besitz verkaufen und den Armen geben sollen?

Wenn Sonntags früh die Kirchenglocke klingt,

Dann eil' zum Wald, zu seinen frommen Blüten,

Wo hoch am Himmelchor die Lerche singt.

Dort braucht kein Pfäfflein mehr dich zu behüten.

Wenn dich im Morgenrot die Sonne küßt

Und tauert's Stimm'en der Natur dir künden,

Daß du als freier Mensch geboren bist,

Zurück zu ihr wirft du dann sicher finden.

Ich habe Hunger!

Von Felix Fehrenbach.

Sonntag ist's.

Ein kalter Sonntag, in einer rheinischen Industriestadt. Schnee hat die Straßen mit weißer Pracht überzogen. Passanten, eingehüllt in warme Mäntel, wohlverwahrt in dicken Pelzen, kommen vom Mittagessen, streben Caféhäusern und Vergnügungstätten zu. Auf dem großen Platz vor dem Bahnhof schiebt sich die Menge drängend ineinander.

Ein dichter Menschenknäuel mitten auf dem Platz.

Vor einem Sipo-Beamten steht gestulpiert ein Mann in abgerissener, sadenscheiniger Kleidung. In's bleiche Gesicht hängen ihm wirre Haare. Die Augen liegen tief in den Höhlen. Unablässig redet er auf den Schutzmann ein.

Ringsum gaffende Menge.

Ueber Ihre Köpfe weg schreit der Mann:

„Ich will eingesperrt sein! Ich habe Hunger!“

Der Beamte zuckt bedauernd die Achseln: „Ich kann Sie nicht einsperren. Dazu habe ich keinen Anlaß.“

„Aber ich will eingesperrt sein! Ich habe Hunger!“

Die Erklärungen des Beamten bringen den Schreienden nicht von seinem Verlangen ab. Immer lauter fordert er seine Festnahme. Sein Schreien wird zum Brüllen. Die Gaffenden lachen:

„Ein Besoffener.“

Aber der Schreiende ist nüchtern, ganz nüchtern. Er hat nichts getrunken, nicht einmal was gegessen und sein Schreien ist nicht trunken, es ist fast wahnsinnig.

Immer wieder ruft, ja brüllt er in die Menge hinein:

„Ich will eingesperrt sein! Ich habe Hunger!“

So schreit nicht die alkoholgelöste Zunge.

So brüllt Not.

Verzweiflung gibt dieser gellenden Stimme solch schneidende Schärfe. Hungergepeitschte Verzweiflung, die ihre Not auf offenem Markte auschreit.

Hunger ist's, quälender, bohrender Hunger, der sein Elend nackt zur Schau stellt vor gaffender Menge.

Einer aus dem Menschenknäuel gibt dem Hungrigen Geld. Er dankt. Brot will er sich dafür kaufen.

Und morgen?

Vielleicht: steht er dann wieder auf der Straße und schreit: „Ich will eingesperrt sein! Ich habe Hunger!“

Schließlich wird er irgendwo fehlen.

Im Gerichtsbericht liest man dann drei Zeilen über den Fall und niemand weiß, wieviel Elend und wilde Verzweiflung dieser Gerichtsverhandlung vorausgingen.

Die Erde wird den Menschen zu klein.

Der Bevölkerungszuwachs und seine absurden Folgen.

ml. Eosjame Studien und Betrachtungen über das Problem des Bevölkerungszuwachses veröffentlicht der Australier G. S. Knibbs, Mitglied der Universität für Wissenschaft und Industrie in Melbourne. Nach seinen Gedankengängen wird das Fassungsvermögen der Erde schon in kurzer Zeit erreicht oder gar übertraffen, wenn der Vermehrungsfaktor der Bevölkerung seinen heutigen Wert beibehält. Im Zeitraum von 1804 bis 1914 betrug die Vermehrung der Weltbevölkerung 0,864 Prozent. Eine Statistik, die sich über 26 Kulturländer

erstreckte, ergab für die Jahre 1906 bis 1911 eine mittlere jährliche Zunahme der Bevölkerung um 1,159 Prozent. G. S. Knibbs hat berechnet, daß, wenn der Vermehrungsfaktor weiter so anhält, die heutigen 1850 Millionen Menschen in zwei Jahrhunderten auf über 14 Milliarden anwachsen werden.

Selbst wenn die gesamte Menschheit auf einer sehr hohen Stufe der Kultur und Zivilisation stünde, und wenn unsere Kenntnisse und Hilfsmittel für Landwirtschaft und Industrie weit vollkommener wären als heute, wäre es nicht möglich, aus der Erde die nötigen Nahrungsmittel für eine solche Menschenmenge heranzubringen. Nach den optimistischsten Schätzungen würde, wenn alle nutzbaren Flächen intensiv bebaut würden, die Erde allerhöchstens 9,5 Milliarden Menschen ernähren können, und auch das nur dann, wenn die gesamte Menschheit eine einzige sparsame und anspruchslose Genossenschaft bilden würde. In praktischer Hinsicht wird man aber über 3,5 Milliarden nicht hinauskommen, also etwa das Doppelte der heutigen Menschenzahl.

Merke!

Was sind Nova-Sterne, Eigentlich bedeutet das Wort: neue Sterne, aber in Wirklichkeit sind es aufflammende Himmelsgebilde, die die Sternkarte stören. Solche haben seit Jahrhunderten immer wieder die Menschen erschreckt. Heute aber, da in allen Kulturländern Tag und Nacht der ganze Himmel von einer gelehrten Fernrohrwache überwacht wird, werden solche jedes Jahr festgestellt. Francé teilt in dem neuen Kosmosbändchen „Harmonie in der Natur“ folgendes darüber mit: Ein einfacher und bescheidener Stern beginnt plötzlich heller zu leuchten; in Monaten oder binnen einem Jahr erreicht er ein Mehrfaches an Helligkeit, dann sinkt er wieder in das Dunkel zurück, aus dem er gekommen war. Stumm und weit scheint sich da ein ferner Weltstrand, eine Himmelskataklyse abzuspielen, sei es, daß Sterne zusammenstoßen oder, wie der im Jahre 1924 verstorbene Astronom Seeliger annahm, daß ein Stern in einen Nebel eindrang und infolge der dabei entwickelten Wärme aufflammte. Jedenfalls bedeutet die ferne, ferne Flamme draußen in der Sternennacht Vernichtung und vielleicht Tod und erweckt Verständnis in uns für den dunklen kosmischen Staub, der ununterbrochen auch auf unsere Erde niederregnet, wie Polarforscher ihn oft fanden.

Die älteste Dynastie der Welt. Die diplomatischen Vertretungen Japans im Ausland hatten dieser Tage anlässlich der Wiederkehr des Jahrestages der Thronbesteigung des Kaisers Jimmu, des ersten Kaisers von Japan, ihre Büros geschlossen. Dieser Tag steht als japanischer Nationalfeiertag hoch in Ehren. Kaiser Jimmu bestieg den Thron in Yamato vor rund 3600 Jahren. Er war der Gründer der Dynastie, die vom Jahre 600 v. Chr. an in ununterbrochener Folge die Herrschaft ausübt. Yamato blieb das Verwaltungszentrum Japans während der Regierungszeit von über fünfzig Kaisern. Noch heute besteht in dieser Provinz der hölzerne Tempel von Horyuji, der vor mehr als 1300 Jahren errichtet worden ist und wertvolle Reliquien enthält. Er ist wahrscheinlich das älteste hölzerne Bauwerk, das heute noch in der Welt steht. Während der Regierungszeit des Kaisers Genmu von 708 bis 715 n. Chr. wurde die Hauptstadt des Landes vorübergehend nach Nara in der gleichen Provinz verlegt, im Jahre 794 n. Chr. wurde Noto der Sitz der Regierung, die dann die Hauptstadt Japans blieb, bis zum Beginn der Meiji-Periode

im Jahre 1868, in der Tokio Landeshauptstadt wurde.

Weiteres.

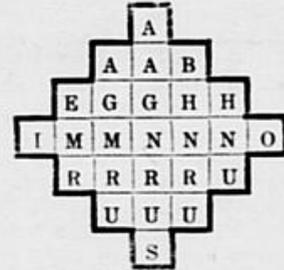
Die vierzehn Punkte Wilsons und die zehn Gebote Moses. Die „Frankfurter Zeitung“ berichtet aus New York folgendes hübsche Geschichtchen: Als Woodrow Wilson an die himmlische Tür kam, begegnete ihm Moses und es entspann sich folgendes Gespräch: Moses: „Sind Sie nicht Mr. Wilson?“ — „Der bin ich.“ — „Oh, Sie tun mir so leid!“ — „Wieso denn?“ fragt Wilson. — „Ja, sind Sie nicht Woodrow Wilson, der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika?“ — „Gewiß.“ — „Haben Sie nicht die vierzehn Punkte entworfen, die den großen Krieg zu Ende bringen halfen?“ — „Ja, das habe ich.“ — „Sehen Sie, Sie tun mir so schrecklich leid, wenn ich bedenke, was die Menschen mit Ihren vierzehn Punkten angestellt haben.“ — Darauf Wilson: „Dann gehen Sie nur mal hinunter auf die Erde und sehen Sie zu, was sie dort aus Ihren zehn Geboten gemacht haben!“

Er braucht es. „Ihr Sekretär ist Ihnen mit 2000 Mark durchgegangen, höre ich. Haben Sie denn keine Anstalten gemacht, das Geld wiederzubekommen?“ — „Ach nein, der arme Kerl braucht es. Meine Tochter ist mit ihm.“

Rätsel-Ecke.

Geographisches Kreuz.

Von Walter Schöner, Brünn.



Die waagrechten Reihen bezeichnen: 1. Konsonant; 2. Fluß in Polen; 3. Stadt in Belgien; 4. deutsche Hafenstadt; 5. Stadt in Frankreich; 6. Kanton in der Schweiz; 7. Konsonant. — Die mittlere senkrechte Reihe ist gleich der mittleren waagrechten.

Silberrätsel.

Aus den Silben: al ber bo de dom er er erz gen ger lau le li lot lob mo nan naj ne ral reds rih sau se se sen u u zwil bilde man 13 Wörter folgender Bedeutung: 1. Werkzeug für Zeichner, 2. Planet, 3. bekannter Kunsthistoriker, 4. ehemaliges deutsches Herzogtum, 5. Ostseeinsel, 6. männlicher Vorname, 7. Stadt in Sachsen, 8. russisches Gebirge, 9. seemannischer Beruf, 10. Staatsmann der Nachkriegszeit, 11. alte Waffe, 12. Baum, 13. norwegischer Nordpolfahrer. Die Anfangs- und Endbuchstaben dieser Wörter, nacheinander gelesen, ergeben eine goldene Weisheit.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Wisskartenrätsel: Stationsvorsteher.

Silberrätsel: 1. Ernst, 2. Nebus, 3. Raw, 4. Emanuel, 5. Nase, 6. Nonsens, 7. Echternach, 8. Delphi. — Erkenne dich selbst.

Veränderung: Logan — Glogan.